

Entscheidungskomplexität. Dieses Defizit wird in den meisten Fällen durch eine größere narrative Komplexität ausgeglichen, so dass die Anforderungen an den Nutzer in etwa gleich groß bleiben.

Allerdings zeigt sich bei der Strukturanalyse ein weiteres Defizit von Walters Ansatz: die Vernachlässigung inhaltlicher Aspekte ist zwar der Garant für die grundsätzliche Vergleichbarkeit der Strukturen, doch ergeben sich im Detail Diskrepanzen, die einige der Ergebnisse in ein zweifelhaftes Licht rücken. Es ist eben in einer Entscheidungssituation keineswegs nebensächlich, ob dabei für den Spieler aus seiner eigenen Lebenswelt vertraute Objekte und Handlungen zum Einsatz kommen oder ob diese nur ihrer eigenen, oft bizarren Logik folgen.

Immerhin gelingt es Walter auf den oberen Modellebenen so genannte Komplexitätsprofile herauszuarbeiten, die tatsächlich verblüffende Ähnlichkeiten aufweisen. Die Einführung von Begriffen wie „Komplexitätsdramaturgie“ zeigt jedoch, dass sich die postulierte strikte Trennung von Spiel- und Erzählstrukturen auch auf terminologischer Ebene nicht durchhalten lässt. Weiterhin bleibt unklar, warum Walter die Dialoge als „Scharniere“ zwischen Spiel und Erzählung ausführlich untersucht, hingegen Objekte und Räume weitgehend unbeachtet lässt. Auch hier stellt sich also die Frage, ob die Einbeziehung inhaltlicher Aspekte sich nicht als hilfreiches Korrektiv zu Walters theoretischen Leitsätzen erweisen könnte, die im Schlussteil des Buches eine geradezu dogmatische Tendenz entwickeln.

In der Schlussbetrachtung fasst Walter unter der Überschrift „Strategien des Unmöglichen“ zusammen, wie Spiel und Erzählung im Adventure Game trotz ihrer grundsätzlichen Inkompatibilität ineinander greifen. Neben der bereits genannten Verzahnung durch zeitabhängige Strukturen nennt er insbesondere die strukturelle Ähnlichkeit zwischen Spiel und Erzählung, die Gliederung in einzelne Sinnabschnitte und die strukturelle Kopplung über die von den verschiedenen Figuren verfolgten Ziele. Im Hinblick auf die historischen Strukturveränderungen der Adventure Games stellt Walter fest, dass diese für den sinkenden Marktanteil des Genres verantwortlich sein könnten. Dies erscheint jedoch insgesamt als eine zu eindimensionale Erklärung, bei der Veränderungen in der Gesellschaft und der Medienlandschaft ausgeklammert bleiben.

Dies gilt als Fazit auch für das gesamte Buch: Allzu oft bleibt der Kontext, insbesondere der mediale Kontext der Adventure Games unberachtet, so dass ihre historische Entwicklung unmotiviert und zufällig erscheint. Dies schmäleriert jedoch nicht die Leistung des Autors, ein Modell für Spiel- und Erzählstrukturen im Adventure Game zu entwickeln, das in seiner Tiefe und Stringenz seinesgleichen sucht. Die künftige literatur- und medienwissenschaftliche Forschung zu narrativen Computerspielen wird nicht umhin kommen, sich mit Walters Thesen auseinander zu setzen.

Julian Kücklich

Ulrich von Alemann / Stefan Marschall (Hrsg.)

Parteien in der Mediendemokratie

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2002. – 444 S.

ISBN 3-531-13704-2

Die Literatur zur politischen Kommunikation ist um einen Sammelband reicher geworden: *Ulrich von Alemann* und *Stefan Marschall* haben Beiträge gesammelt, die sich mit den wechselseitig induzierten Veränderungen von Parteien und Medien beschäftigen (sollen). Die Mischung klingt zunächst spannend: Als Autoren finden sich Politologen wie Kommunikationswissenschaftler, die mit verschiedenen Methoden und in unterschiedlichen Textsorten an das Thema herangehen. Aber was enthält der Cocktail?

Christina Holtz-Bacha liefert eine kurze, aber prägnante Übersicht über das Spannungsverhältnis politischer und medialer Akteure im Wahlkampf und prognostiziert einen tendenziellen Bedeutungsverlust der Parteien, die hinter Spin Doctors einerseits und einzelnen telegenen Akteuren andererseits zurücktreten.

Frank Brettschneider stellt im Anschluss in Abgrenzung zur Verstärkerthese Lazarfelds und Klappers die einschlägigen jüngeren Erklärungsansätze für Medienwirkungen auf Wahlentscheidungen vor – allerdings in einer Kürze, die allenfalls eine erste Einführung für Neulinge auf dem Gebiet sein kann.

Frank Marcinkowski und *Jörg-Uwe Nieland* prüfen in einer Sekundäranalyse, die durch eigene Analysen ergänzt wird, die Medialisierungshypothese von Mazzoleni/Schulz unter

den Bedingungen des nordrhein-westfälischen Landtagswahlkampfs. Als Fazit vielfältiger, interessanter Detailbefunde (so etwa zum strategischen Einsatz jeweils günstiger Umfrageergebnisse durch die Parteien) kommen sie zu dem Schluss, dass zumindest auf Landesebene die Tendenzen zur Medialisierung „noch nicht mit voller Härte durchgeschlagen haben“ (S. 113), was sie insbesondere aus dem nach wie vor dominanten Einfluss der Parteidiskussion schließen.

Claus Leggewie diskutiert in seinem zwar empiriearmen, aber inhaltlich anregenden Aufsatz die Veränderung der Parteien in der Mediendemokratie. Besonders interessiert ihn dabei die Option der über das Internet agierenden „Netzpartei“, die er im Konflikt mit der traditionell räumlich organisierten Struktur von Parteien sieht.

Die Bedeutung des Internet im Wahlkampf 2002 beleuchten *Winand Gellner* und *Gerd Strohmeier* aus Sicht der Parteien, bei denen sie jeweils die Verantwortlichen für den Internetauftritt befragt haben. Die Ergebnisse wirken ambivalent: Richtig überzeugt von einer großen Bedeutung des Internets im Wahlkampf scheint keine Partei zu sein (was sich schon im geringen Personaleinsatz zeigt), vorsichtshalber wird das Feld aber trotzdem beackert, um der Konkurrenz in diesem Innovationsbereich nicht hinterherzuhinken.

Nur enttäuschen kann *Christoph Biebers* Beitrag, der sich zunächst mit der Bedeutung von Aufmerksamkeit und Prominenz für die Rekrutierung politischen Personals beschäftigt, um dann unvermittelt das Thema zu wechseln und anhand zahlreicher Beispiele neue Karrierechancen im Typus des „Multimedialpolitikers“ aufzuzeigen. Prominenz stellt hier noch mühsam die Klammer her (zwischen massenmedialer Prominenz der Politiker „alten“ Typs und innerparteilicher Prominenz der Internetexperten), der Zusammenhang des Ganzen erschloss sich diesem Leser trotzdem nicht.

Konsistenter sind da schon *Eike Hebeckers* Ausführungen zu „Funktionen und Inszenierungsstrategien virtueller Parteitage“, in denen er an instruktiven Beispielen Chancen und Grenzen dieses neuen Politikformats diskutiert. Ärgern musste sich der Rezensent allerdings auch hier: Da „wirkt“ Medialisierung auf die Parteitagsstrategie (S. 234), „lenkt“ die Doppelung des Bildes die Aufmerksamkeit (S. 235), da

„verfehlten“ Bilder ihre Wirkung nicht (S. 236), ohne dass eine dieser Wirkungen vom Autor auch nur ansatzweise belegt wird.

Ludger Helms, *Uwe Jun* und *Christoph Strünck* informieren in drei Beiträgen über die Beziehung von Politik und Medien in verschiedenen Ländern. *Helms* leuchtet die verschiedenen Facetten des „Berlusconi“-Effekts in Italien näher aus, *Jun* stellt die Entwicklung der britischen Parteien zu „professionalisierten Medienkommunikationsparteien“ dar, während *Strünck* gegen die geläufige Annahme einer geringen Bedeutung der Parteien im amerikanischen System argumentiert. All dies ist interessant und informativ, wenn auch unklar bleibt, was den wissenschaftlichen Ertrag dieser Aufsätze darstellt.

Andrea Römmel untersucht die Frage, inwieweit der Trend zur Professionalisierung politischer Kommunikation international zu einer Angleichung der Parteien führt. Ihre Sichtung jüngerer Forschungsergebnisse bringt sie zu einem differenzierten Ergebnis: Zwar gleichen sich die Strukturen europäischer Parteien tendenziell den amerikanischen an, gleichzeitig jedoch ist eine zunehmende innerparteiliche Demokratie typisch europäisch.

Einen bisher meist vernachlässigten Aspekt wirft *Ulrich Sarcinelli* in die Debatte um jugendliche Politikverdrossenheit: Neben der gesunkenen Nachfrage Jugendlicher nach Politik sieht er auch mangelnde jugendspezifische Angebote der Parteien als Ursache der zunehmenden Entfremdung zwischen Jugend und Parteien. Wie aber in der Praxis Politik für die Spaßgeneration appetitlich gemacht werden kann, ohne ihren politischen Charakter zu verlieren, bleibt die offene Frage.

Mit den Kommunikationsstrukturen und -flüssen in Parteien befasst sich *Elmar Wiesendahl* in seinem rasanten Krisenszenario: Die Bedeutung massenmedialer Auftritte von Spitzenpolitikern lässt die Bemühungen der Parteibasis müßig erscheinen und frustriert diese entsprechend, zumal Rückkopplungsschleifen nicht existieren und von den Parteispitzen auch nicht gewollt sind. Die innerparteilichen Kommunikationschancen werden ohnehin nur von den kommunikativ Besserbemittelten genutzt, und diese sind es auch, die allein die neuen Optionen der „Netzpartei“ nutzen. Den Anschluss an gesellschaftliche Entwicklungen verlieren die Parteien mangels Nachwuchs ohnehin. Hier kann man sicher manches differen-

zierter sehen, anregend ist Wiesendahls Beitrag aber allemal.

Frustriert fragt sich der Rezensent nach allem, ob das Buch größtenteils einfach schlecht ist oder er die falschen Erwartungen hatte? Ergebnisse empirischer Forschung finden sich kaum, stattdessen zahlreiche Realitätskizzen, die ihre Basis in den Ergebnissen solcher Forschung haben. Das lässt sich mit viel gutem Willen als Quellenanalyse verstehen, doch wenn diese Quellen ausschließlich publizierte Forschungsbefunde sind, bleibt der Neugewert der Darstellungen minimal. Das Ergebnis ist eher politischer Journalismus als Wissenschaft. Den Vogel schießen hier *Franz Walter* und *Torben Lütjen* ab, die sich der Frage widmen, welche Bedeutung die Medien in den Karrieren von Westerwelle und Möllemann hatten. Ihre Methode ist „Intuition“ (S. 391), aber der Politologe verfügt ja „über einige die Willkür der Intuition kontrollierende Instrumentarien, die wiederum den meisten Journalisten fehlen, um politische Abläufe zu deuten und zu interpretieren“ (S. 392). Welche das sind, erfahren wir nicht, aber wozu soll man schon Methoden offen legen? Das Ergebnis: „Aber Guido Westerwelle besitzt nun ja tatsächlich unzweifelhaft ein paar bemerkenswerte Talente. [...] Westerwelle ist, wer wüsste es nicht, schlagfertig, er versteht es, seine Botschaften pointiert zuzuspitzen; manche halten ihn gar für witzig.“ (S. 393). Reicht? Nein, am Schluss des Bandes finden sich noch 24 Thesen zu „Politik als Inszenierung“ von *Jürgen W. Falter*, die bahnbrechende Erkenntnisse wie diese beinhalten: „Parteien, die vor der Wahl das Blaue vom Himmel versprechen, um dann im Falle eines Wahlsieges angesichts finanzieller und struktureller Zwänge doch die alte, graue Politik weiterzuführen, fördern die Politikverdrossenheit“ (S. 425). Na so was!

Christoph Kuhlmann

Johanna Dorer / Brigitte Geiger (Hrsg.)

Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft

Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2002. – 378 S.

ISBN 3-531-13702-6

Julia Neissl (Hrsg.)

der/die journalismus

Geschlechterperspektiven in den Medien

Innsbruck u.a.: Studien Verlag SVK, 2002. – 192 S.

ISBN 3-7065-1695-0

Mit „Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft“, herausgegeben von Johanna Dorer und Brigitte Geiger, und dem Band „der/die journalismus – Geschlechterperspektiven in den Medien“, herausgegeben von Julia Neissl, liegen zwei Bücher vor, die in unterschiedlicher Weise aus österreichischer Sicht den aktuellen Stand der Geschlechterforschung in der Kommunikationswissenschaft bilanzieren. Während Neissls Band auf den 4. Salzburger Journalistik-Tag am dortigen Institut zurückgeht, wollen Dorer und Geiger „die Vielfalt der Forschungsansätze und -aktivitäten, wie sie am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gelehrt bzw. betrieben werden“ (S. 12), dokumentieren und damit einer größeren Öffentlichkeit zugänglich machen. Während der Salzburger Band also Tagungsvorträge in der entsprechenden Knappeit und systematischen Lückenhaftigkeit umfasst, stellen im Wiener Band jene Wissenschaftlerinnen Teile ihrer Lehr- und Forschungsgebiete vor, die am Wiener Institut als Dozentinnen, Gastprofessorinnen oder Lehrbeauftragte tätig sind oder waren. Damit ist die Wiener Bilanz deutlich systematischer, fundierter und umfassender angelegt, als die Salzburger Momentaufnahme einer Tagung es leisten kann.

Zugleich werden unterschiedliche Schwerpunkte an beiden Instituten sichtbar: Sind die *gender studies* in Salzburg der Journalistik eng verbunden, so profiliert sich das Wiener Institut insbesondere mit dekonstruktivistischen und strukturalistischen Analysen, die insbesondere in der Medienwissenschaft entwickelt sind. Zugleich formulieren die Herausgeberinnen mit der Selbstbeschreibung als *feministischer* Wissenschaft den Anspruch einer gesellschaftskritischen wissenschaftlichen Analyse. Dies erscheint bemerkenswert und mutig angesichts eines theoretischen Diskurses in der Geschlechterforschung, bei der hinter dem Wissen um die kulturelle und soziale Konstruiertheit von Geschlecht zunehmend die gesellschaftliche Relevanz eben dieser Struktur verloren zu